

Universität Zürich, Historisches Seminar

Essay zum Praktikum im Rahmen des Studiums, HS 2018 (01.10.2018)

Giorgio Scherrer, 14-729-776

Geschichte und Politikwissenschaften, 7. Semester

«Ist das Vermittlung oder Informatik?»

Zwei Wochen Klassifizierarbeit im Archiv für Zeitgeschichte

Eigentlich müsste man ja Geologe sein, um im Archiv arbeiten zu können. Dann würde man sich in der «Tektonik» des «Archivplans» nicht verlieren. Dann könnte man vielleicht von blossen Auge all die unsichtbaren Schichten und Ablagerungen von «Schriftgut» erkennen, die sich unter «Beständen» verbergen wie wertvolles Abbaugut unter einem Mischwaldbestand. Dann würde man vielleicht nicht hadern und sinnieren beim beständigen Klassifizieren dieses Schriftguts, sondern Schriftstücke und PDFs, Fotos und Tondateien so unbekümmert Kategorien zuordnen wie ein paar Mineralien aus dem Gebirge.

Nun bin ich aber leider kein Geologe, kein Klassifizierer, sondern das Gegenteil: Historiker (angehend) und als solcher leidenschaftlich im Dekonstruieren von Klassifikationen.

Dennoch bin ich nun da, im Archiv für Zeitgeschichte (AfZ). Und klassifiziere. Ich soll, so meine Aufgabe, 824 (in Worten achthundvierundzwanzig) unpublizierte Qualifikationsarbeiten (Bestandesgruppe «Spezialsammlungen, Einzelstücke») in drei Kategorien einteilen: JZG, PZG und WuZ. Das steht für Jüdische Zeitgeschichte, Politische Zeitgeschichte sowie Wirtschaft und Zeitgeschichte. Es sind die drei Schwerpunktthemen des Archivs, das für seine Unternehmensarchive ebenso bekannt ist wie für seine Erhaltungs- und Vermittlungsarbeit zur Geschichte jüdischen Lebens in der Schweiz. In diesen drei Bereichen wird dabei immer wieder graue Literatur produziert – Matura-, Seminar-, BA-, MA- und Lizentiatsarbeiten –, die nun digital zugänglich sein statt modernd im Keller liegen sollen. In Hinblick auf diese Publikation klassifiziere ich sie, schreibe kleine Beschreibungen und kontaktiere Autoren zwecks Einwilligung. Eine Art archivarisches *Open Access*-Arbeits – für die Forschung ebenso sinnvoll wie für die Archivmitarbeitenden repetitiv.

In meinen zwei Wochen hier habe ich zudem noch eine scheinbar gegenteilige Aufgabe: Ich soll einen Blog für das Portal «ETHeritage» schreiben, in dem ich auf einen neu digitalisierten Bestand aufmerksam mache – einen Bestand, der sich eigentlich jeglicher Beschreibung, geschweige denn Klassifikation entzieht. Es sind sogenannte Tonbildschauen, vornehmlich aus den 1970er- und 1980er-Jahren, – Serien aus unbewegten Bildern (im Original via Diashow abgespielt), die von einer Tonspur begleitet werden, auf der ein Sprecher die Bilder kommentiert. Sie stammen aus dem Nachlass eines, so heisst es, «Pioniers» dieses Mediums. Egon Becker hiess er, «Becker Audio-Visuals» seine Firma.

Diese Tonbildschauen erstellte Becker für Firmen von Coca-Cola bis Swissair zu Werbe- oder Schulungszwecken, aber – in einer besonders interessanten Serie – etwa auch für die Sozialpartner der Maschinen- und Metallindustrie für eine politische Kampagne, die sich gegen die Überfremdungsangst der 1970er-Jahre richtet und betont, wie wichtig ausländische Arbeitskraft für die Industrie und wie wichtig diese wiederum für die Schweiz sei. Das ist auch deshalb spannend, weil Becker selbst vor dem Zweiten Weltkrieg mit seinen jüdischen Eltern in die Schweiz floh – und damit auch ein Migrant war.

Meine beiden Aufgaben: Sie könnten unterschiedlicher nicht sein. Hier Klassifizieren im Archivprogramm «CMISTAR», dort das attraktive Beschreiben der extrem freakigen Tonbildschauen mit ihrem extrem biederem Inhalt. Und doch sind beide Tätigkeiten archivintern als das Gleiche klassifiziert: Vermittlung. Sie grenzt sich etwa ab von der klassischen Archivarbeit und der vollwertigen Forschungsarbeit (wozu etwa Dissertationsprojekte zählen).

So zumindest wird es mir gesagt: Ich würde in der Vermittlung eingesetzt, heisst es am Anfang. Und auch im Excel-Sheet, in dem ich meine Arbeitsstunden einzutragen habe, soll ich am Ende jeweils aufführen, wie viel Arbeitszeit ich in «Vermittlung» oder «Anderes» gesteckt habe. Doch kaum öffne ich zum ersten Mal den internen Server, auf dem sämtliche Dateien allen zugänglich und von allen abzulegen sind, ist es vorbei mit der Vermittlung. Der Server trägt das Klassifizieren schon im Namen: «Registrierungsplan». Und auf der Suche nach den internen Unterlagen zu meinen Qualifikationsarbeiten klicke ich wie selbstverständlich auf den Ordner «06_Vermittlung». Falsch, heisst es da plötzlich, da sind die Unterlagen nicht. Ein Teil, stellt sich heraus, ist in «05_Archivgut» – der nämlich, der zu den im Archivsystem erfassten Arbeiten gehört. Ein weiterer Teil – alles zur Online-Plattform «AfZ Online Collections», auf welche die Arbeiten digital geladen werden sollen, – befindet sich in «04_Infrastruktur», weil die Plattform vornehmlich als IT-Projekt eingestuft wird. Und IT gilt scheinbar nicht als Vermittlung.

Womit wir bei der Frage wären, die diesen Essay leiten soll: Wie verändert die steigende Bedeutung der Informatik im Archiv das Klassifikationssystem – und damit in gewisser Weise auch das Geschichtsbild – der Institution?

Zunächst ein Beispiel: Als ich mich vor der ersten Vorbesprechung im AfZ mit der Plattform «Online Collections» vertraut machte, las ich zunächst kurz die Rubrik «Info» durch und wandte mich dann direkt dem Fenster «Suche» zu, wo ich mittels Volltext-Stichwortsuche das System etwas austestete. Die Rubrik «Katalog», wo die digitalisierten jüdischen Periodika, die sich momentan auf der Plattform befinden, schön eingeteilt und klassifiziert sind, schaue ich mir zum Schluss an – mehr aus Pflichtgefühl.

Als ich aber zur Vorbesprechung im Archiv eintreffe, ist das die erste Frage: In was für Kategorien sollen wir die Arbeiten einteilen, wie sie klassifizieren? Das ist nötig: Das System verlangt das Anlegen solcher Strukturen – und auch alle HistorikerInnen, die damit arbeiten, brauchen Informationen zu Provenienz und Entstehungsrahmen für die Einordnung des Materials. Doch die Möglichkeit zur Volltextsuche und die unmittelbare Zugänglichkeit – teils auch von zuhause aus; es braucht nur einen Computer mit Internet – nehmen diesen Klassifikationen einen Teil ihrer Macht. Denn ich kann an ihnen vorbei zu meinem Material kommen, brauche die sogenannten «Metadaten» also nicht zur Suche, sondern erst nach dem Finden für den Kontext. Dieser veränderte Umgang mit Archivmaterial, den digital durchsuchbare Archivsysteme und Archivalien ermöglichen, vermindert dabei die Macht der ArchivarInnen bei der klassischen Archivtätigkeit: Je mehr digitalisiert ist desto weniger wichtig werden die Beschreibungen des Archivguts und dessen Einordnung in den Archivbaum.

Gleichzeitig wächst jedoch die Macht der ArchivarInnen als VermittlerInnen und InformatikerInnen: Was in welcher Reihenfolge digitalisiert wird, wo es zugänglich gemacht wird – etwa ob im hermetischeren Archivsystem oder auf einer auf attraktive Darstellung achtenden Plattform wie den «Online Collections» – und nicht zuletzt nach welchen Kriterien Suchresultate geordnet werden, hat einen extremen Einfluss darauf, was die Suchenden überhaupt finden. Und durch die Möglichkeit zur Recherche aus der Ferne ohne persönliche Beratung vor Ort droht auch das Wissen um diese Limitationen aus dem Blickfeld zu rücken.

Ein weiteres Beispiel aus dem AfZ: Die Volltext-Digitalisate (Scans von Archivmaterial) der Jüdischen Periodika wurden bewusst nicht im Archivsystem durchsuchbar gemacht, sondern separat online gestellt, weil sie in der Logik des momentanen Systems sonst die meisten Suchen nach Archivalien überschwemmt hätten. Statt interessanten (aber nicht digitalisierten) Unterlagen der «Gesellschaft Schweiz-Israel» würden bei einer Suche nach dem Stichwort «Israel» beispielsweise zunächst unzählige Artikel aus Zeitschriften wie «tachles» oder «Luchot» erscheinen. Das wollte man verständlicherweise vermeiden.

Das System hat aber auch einen gewissen Aufwand zur Folge: Digitalisate und Metadaten müssen aus dem Archivsystem exportiert und neu geordnet bei den «Collections» importiert werden – das Ordnen war meine Aufgabe, das Exportieren und Importieren musste jedoch jemand machen, der sich mit beiden System auskennt, also jemand von der IT.

Informatiksysteme und die, die sie zu programmieren und bedienen wissen, bringen so die Mauer zwischen Archivieren und Vermitteln zum Bröckeln: Wie sie die Archivierungssysteme designen, hat einen Einfluss darauf, was an ForscherInnen oder Interessierte vermittelt wird. Gleichzeitig hält die Logik der Vermittlung Einzug in den Archivierungsprozess: Was digital aufbereitet wird, wird anhand der Vermittlungswürdigkeit beurteilt. Material wird nach benutzer- statt überlieferungsorientierten Kriterien reklassifiziert – in meinem Fall habe ich im Archivsystem zusätzlich zur nach Bestandesart, Provenienz und Erstellungszeit geordneten Ordnerstruktur die Qualifikationsarbeiten noch thematisch eingeteilt. In vielen Fällen konnte ich diese Klassifikationen allein mittels der öffentlich zu den Forschungsschwerpunkten zugänglichen Informationen jedoch nicht erstellen – ich musste archivintern nachfragen. Was wiederum oft zu Entscheiden führten, die für mich intuitiv widersinnig waren – etwa, dass Arbeiten zur nazinahen Frontenbewegung in der Schweiz der Zwischenkriegsjahre nicht in die jüdische, sondern in die ohnehin schon überblähte Kategorie der politischen Zeitgeschichte fallen sollten (während etwa Forschungen zu Antisemitismus durchaus bei der jüdischen angesiedelt waren). Solche Unterscheidungen machen nur mit Insiderwissen Sinn – in diesem Fall: dass PZG im AfZ das Sammelbecken für alle Inhalte ist, die nicht in die anderen zwei Schwerpunkte passen, vor allem aber dass man es schlicht einmal so entschieden hat und das jetzt auch durchziehen will.

Das kommt generell im Archiv sehr häufig vor: Eine Einteilung, ein Klassifikationsentscheid wird weniger inhaltlich als mit einem historischen Präzedenzfall begründet. Wir «kassieren» (liquidieren) diese Doubletten nicht – weil wir es bei diesem anderen Bestand auch nicht gemacht haben. Wir bleiben beim Portal «Online Collections», obwohl es nicht ohne grossen Aufwand aktualisiert werden kann, extrem viel Zeit zum Upload von Dateien braucht und aus IT-Sicht ein «Monster» (also in Code und Speicherplatz überdimensioniert) ist – weil wir es einmal gekauft haben und ein Umsteigen zu viele Ressourcen binden würde.

Pfadabhängigkeit nennt sich das, und ein Archiv ist quasi die Verkörperung des Begriffs. Ein Archiv lebt davon, dass es alle neuen Materialien in eine einzige bestehende, historisch gewachsene Ordnung eingliedern will. Das ergibt Sinn: So findet man es wieder. Es macht aber auch die Einheitlichkeit zum Gebot – so wird etwa die Eingliederung von bestimmten Archivalien wegen «Systemwidrigkeit» abgelehnt. Handkehrum wird das System natürlich laufend an neue Forschungsbedürfnisse oder Quellengattungen angepasst – Bild-, Ton- oder Videodokumente etwa; die Tonbildschauen sind dafür ein gutes Beispiel. Doch wird dabei stets versucht, die Logik des alten Systems zu erhalten.

Der Grund dafür ist einfach: Ohne Ordnung keine Überlieferung. Und bei jeder Neuordnung der Bestände geht wichtiges Kontextwissen darüber verloren. Nun kommt da aber die Informatik dazu. Stichwortsuche oder – wer weiss – womöglich auch Formen von *machine learning* können die Notwendigkeit eines einzigen ordnenden Systems infrage stellen. Statt dass man seine Zeit damit verbringt, Unkategorisierbares zu kategorisieren und immer neue

Extraarme an den ächzenden «Archivbaum» anzuhängen; statt dass man Dokumente von einem System ins nächste schiebt und für die Vermittlung eine andere Ordnung wählt als für die Archivierung; statt dass man also vor lauter Ordnungen die Struktur, die Logik nicht mehr sieht, die es angesichts diversester Archivgüter aus unterschiedlichsten Zeiten ohnehin nur noch mit Biegen und Brechen geben kann – statt all dem, könnte man das Klassifizieren vielleicht auch einfach lassen? Könnte man sich statt eines Archivbaums einen Garten mit separaten Archivbäumchen, -pflanzen, -gräsern und -blumen vorstellen? In dem dereinst alles an Text, Ton und Bild durchsuchbar wäre und jedes Objekt mit einer ihm angepassten ausführlichen Kontextbeschreibung ausgestattet? Könnte man die Ressourcen statt ins Klassifizieren ins Schreiben dieser situativen, die Quellenkritik ermöglichenden Beschreibungen stecken – und in das Konstruieren intelligenter, flexibler, je nach Bedürfnis veränderbarer und vor allem transparenter Suchalgorithmen investieren?

Keine Ahnung, aber es scheint jedenfalls denkbar.

Dazu bräuchte es aber ein neues Verständnis von Archivtätigkeit – eines, das zwischen IT und Geschichte ausgehandelt werden müsste. Denn im Moment herrschen in den beiden Disziplinen noch einander zuwiderlaufende Interessen.

Auf der Seite der HistorikerInnen ohne vertiefte IT-Kenntnisse ist die Mentalität: Überlegen wir uns das ideale System, die IT soll umsetzen. Das Hauptkriterium ist eine benutzerfreundliche, flexible Ordnung, die in sich logisch ist und dem Material gerecht wird. Auf der Seite der Archiv-InformatikerInnen (ob mit historischem Hintergrund oder nicht) ist die Mentalität: Schauen wir, was mit «vertretbarem Aufwand» (eine sehr oft gehörte Formulierung) machbar ist. Die Ressourcen sind begrenzt, setzen wir sie strategisch ein. Das Hauptkriterium hier: ob das Ziel den Einsatz der knappen Mittel rechtfertigt.

Diese Haltungen müssen einander nicht entgegenlaufen. Aber es gibt ein Problem, wenn die eine Seite ohne IT-Kenntnisse eine Utopie entwickelt, die technisch kaum umzusetzen ist, – und die andere Seite ständig auf Systemerhalt und die Weiterführung bestehender Strukturen drängt, weil der Aufbau eines komplett neuen Systems extrem viele Ressourcen benötigen würde und am Ende doch nie alle künftig neu entstehenden Bedürfnisse decken könnte. Im AfZ ist das so nicht generell der Fall, doch gibt es mit den «Online Collections» ein solches Problem: Das System hat, wie erwähnt, einige Mängel. Es durch eine selbst programmierte Lösung zu ersetzen wäre machbar, aber aufwändig. Und eine solche Lösung würde wohl einige Vorstellungen der Benutzerseite – etwa im puncto Design und attraktiver Aufmachung – nicht erfüllen und auch einige Entwicklungswege des Portals verbauen. Man würde mit viel Aufwand etwas erstellen, das womöglich allzu bald neuen Ideen oder Anforderungen nicht mehr entsprechen würde. Der Aufbau der «Online Collections» ist das beste Beispiel: Selbst einmal als das neue, raffinierte und benutzerfreundliche System angeschafft, wurde es mit erheblichem Aufwand in Hinblick auf die eigenen Bedürfnisse umprogrammiert. Nur um deshalb nicht mehr automatisch auf die neueste Softwareversion aktualisierbar zu sein, jetzt wo sich die Ansprüche daran geändert haben. Da bleibt man am Ende doch lieber beim Alten, statt die Welt neu zu erfinden, nur um dann zu merken, dass das Neue schon wieder veraltet ist.

Würde ich in einem Archiv arbeiten: Ich trüge wohl das meine zu dieser Blockade bei. Ich weiss wenig über Informatik, über Archivwebsites oder -portale. Und trotzdem träume ich hier von Archivgärten wie der reinste Candide. Es bräuchte wohl, so habe ich hier gelernt, im Geschichtsstudium eine grössere Auseinandersetzung mit digitalen Suchmethoden und IT-Ordnungssystemen. Um sie selbst verwenden oder miterstellen zu können – oder um sie zu analysieren und zu dekonstruieren. «Digitale Archivarbeit und ihre Grenzen», inklusive Grundkurs in Informatik – das wäre mal ein Methodenseminar. Und ein Lehrstuhl dafür wäre womöglich auch nicht schlecht.

Aber es ist nun wohl an der Zeit, zur Ausgangsfrage zurückzukehren: Was macht die Informatik mit dem Klassifizieren im Archiv? Es ist wohl nicht die präziseste Frage (kann «Informatik» nicht alles oder nichts sein?), aber sie gibt vielleicht einen gewissen Eindruck von meiner Ratlosigkeit als Geschichtsstudent gegenüber allem Computermässigem im Archiv, das mehr als die Benutzeroberfläche – das Interface – betrifft.

Diese Ratlosigkeit ist in gewisser Hinsicht selbst die Antwort auf die Frage. Dank der IT gäbe es die Möglichkeit, alte Klassifikationssysteme weniger wichtig (dank Durchsuchbarkeit), weniger sinnvoll (dank mehr Interdependenz zwischen Archivierung und Vermittlung) oder womöglich sogar ganz obsolet (durch die Idee eines dezentralen, uneinheitlichen, quasi *bottom-up* von den Archivalien und ihren spezifischen Eigenschaften her konstruierten Systems) zu machen. Doch können solche Möglichkeiten nur sinnvoll realisiert werden, wenn es ein inhaltliches Ziel gibt – das wiederum aus der Geschichte kommen muss. Die IT-Verantwortlichen müssen sich dem ständigen Wandel in den Ansprüchen der Geschichtsforschung und insbesondere der Idee anpassen, dass Ordnungssysteme nicht unsichtbare Dienstleister, sondern wandelbare Konstrukte sind. Und die HistorikerInnen müssen auf Basis der Möglichkeiten von IT-Systemen statt auf der Basis archivarischer Präzedenzfälle sinnvolle Visionen entwickeln.

Die Ratlosigkeit gegenüber der seltsamen, strukturlosen Wissenschaft, die die Geschichte ist, oder gegenüber der ebenso seltsamen Mischung aus ressourcenschonender Bewahrung und totalem Innovationspotential, die in der Informatik steckt, kann dazu führen, dass die Informatik mit dem Klassifizieren im Archiv nicht viel mehr macht, als es zu verkomplizieren, während das Geschichtsbild an alten Ideen von Einheitlichkeit und totaler Strukturiertheit kleben bleibt. Das muss aber nicht so sein.

Im AfZ versucht man nämlich, es anders zu machen. In der Kaffeepause wird über die Wünsche der Geschichtswissenschaft und die Möglichkeiten der Informatik diskutiert. Extravagante Quellen wie etwa die Tonbildschauen werden nicht nur pragmatisch digital statt puristisch auf Dias zugänglich gemacht, sondern auch via Blog als interessante Quellen beworben. Dass man unpublizierte Qualifikationsarbeiten überhaupt zugänglich machen will, ist zudem eine geschickte Verbindung von Marketing und Forschungsunterstützung. Das AfZ als Endarchiv ohne juristischen Auftrag bezieht seine Legitimation nämlich aus der Benutzung durch Forscher und durch die Vermittlung von Archivinhalten an eine breite Öffentlichkeit, was man mehr noch als bei den «Online Collections» bei den Ausstellungen und Veranstaltungen sieht, die in grosser Zahl organisiert werden. Entsprechend ist also hier das Geschichtsbild: Geschichte spielt im Jetzt und muss vermittelt werden; Archivalien sollen benutzt und die daraus gewonnenen Erkenntnisse breit gestreut werden. Die Zeugnisse der Vergangenheit müssen durch eine Auseinandersetzung mit ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung in die Gegenwart geholt werden.

Eine Revolution ist hier wie wohl in den meisten Archiven dennoch nicht zu erwarten. Man hat, gerade wenn man auf freiwillige Ablieferungen durch Firmen und NGOs angewiesen ist, schliesslich einen Ruf zu verlieren. Und dieser Ruf muss bei einem Archiv halt noch immer der von Ordnung, System, Struktur und permanentem Klassifizieren sein.

Aber wenn eine Vermischung und Verzahnung von Digitalem und Historischem, von Vermittlung und Archivierung möglich ist, dann an einem Ort, wo die beiden Dinge ohnehin schon zusammen gedacht werden.

Ratlosigkeit sieht jedenfalls anders aus.